

Dritte Weltkonferenz der Religionen für den Frieden

Auf dem Campus des Princeton Theological Seminary, nicht weit von New York, fand vom 28. August bis 7. September 1979 die Dritte Weltkonferenz der Religionen für den Frieden (WCRP) statt. Die gepflegte Neuengland-Atmosphäre der traditionsreichen presbyterianischen Hochschule stand in eigentümlichem Gegensatz zu der bunten Vielfalt der Religionen, Kulturen und Rassen, die sich da für zehn Tage versammelt hatten. Vielleicht ist diese Spannung auch für die innere Konstellation des Treffens kennzeichnend: weltweit angelegt — „multireligious, multicultural, multiracial“ als Programm — und an den vielfältigen Brennpunkten des Friedens und einer neuen Weltgemeinschaft orientiert, blieb es gleichwohl eingefangen in die Vorstellungen und Riten der westlich-amerikanischen Region. Insofern war der äußere Höhepunkt dieser Konferenz, ein Empfang im Weißen Haus durch den amerikanischen Präsidenten, zugleich Symbol für die innere Problematik.

Aus 47 Ländern waren 338 Teilnehmer gekommen: Buddhisten, Christen, Hindus, Jains, Juden, Konfuzianer, Muslime, Shintoisten, Sikhs und Zoroastrier. Nach Zahlen dominierte unter den Religionen das Christentum, unter den Regionen Asien, unter den Nationen Japan. Auffällig war die geringe Zahl afrikanischer und lateinamerikanischer Vertreter. Hervorzuheben ist die achtköpfige chinesische Delegation — 3 Buddhisten, 3 Christen (darunter Bischof Ting aus Nanking) und 2 Muslime; es war das erste Mal, daß religiöse Führer aus der Volksrepublik China an einer internationalen Konferenz teilnehmen konnten.

In diesen Zahlen spiegelt sich die bisherige Entwicklung der „Weltkonferenz der Religionen für den Frieden“ wider. Vor zehn Jahren hatten einige amerikanische Christen die Initiative in Gang gebracht. Betroffen von der Frage, ob nicht die Religionen einen spezifischen und bisher nicht eingelösten Beitrag zum Frieden in der Welt zu leisten hätten, nahmen sie Kontakt zu japanischen Buddhisten und der indischen Gandhi Peace Foundation auf. Bis heute trägt persönliches Engagement weit mehr als institutionalisierte Beteiligung der Religionen die Bewegung. 1970 traf man sich ein erstes Mal in Kyoto/Japan, 1974 — inzwischen sichtbar zu einer „Weltkonferenz“ avanciert und mit Beraterstatus bei den Vereinten Nationen anerkannt — in Löwen/Belgien. Die amerikanisch-asiatische Dominante des Anfangs blieb, durch den Einstieg der Europäer nach Löwen modifiziert, bis heute erhalten. Sie bestimmte und bestimmt auch den thematischen Ansatz. In Kyoto waren es die Perspektiven der Abrüstung, der Entwicklung und der Menschenrechte, unter denen die Friedensproblematik angegangen wurde. In Löwen kam die ökologische Thematik hinzu. Während der Vorbereitung für Princeton waren die um die Unctad-Konferenzen kreisenden Fragen im Gespräch, doch wurde das endgültige Thema mit der Formel „Religion und das Ringen um eine neue Weltgemeinschaft“ eher generalisiert als präzisiert. Alles in allem bewegte sich das Unternehmen bisher im Rahmen einer gemäßigt „westlichen“ Friedenskonzeption, etwa im Verständnis der Menschenrechtsproblematik. Dagegen sind Perspektiven wie beispielsweise die nationaler Befreiung oder kultureller Identität noch wenig diskutiert.

Die Stärke der Princeton-Konferenz lag zunächst zweifellos in den intensiven persönlichen Begegnungen, die sie ermöglichte. Der Lernprozeß interreligiöser Kommunikation ist unumkehrbar. Das exklusive Rechthabenwollen, das so viel aggressive Unsicherheit verrät, wird langsam abgebaut. Achtung vor dem anderen beginnt auch dort zu wachsen, wo er in seiner Haltung fremd bleibt. Ökonomische, politische und ideologische Spannungen treten zurück, statt dessen bricht eine Art spiritueller Solidarität auf. Aus solchen Erfahrungen heraus ist das Bekenntnis in der abschließenden „Erklärung“ zu verstehen:

„Dieses Treffen hat uns die tiefen Quellen neu zum Bewußtsein gebracht, die wir gemeinsam haben, um Frieden zu stiften, nicht nur untereinander, sondern auch in der Welt. Wir glauben, daß Friede möglich ist.“

Die Fähigkeit zur Gemeinschaft stößt freilich gerade dort auf enge Grenzen, wo sie ihren Ausdruck im gemeinsamen Beten, Meditieren und gottesdienstlichen Feiern finden soll. Der europäische Christ wird das Gefühl der Fremdheit angesichts einer japanischen Shinto-Zeremonie nicht los, der pakistanische Muslim muß sich weigern, in einem Hindu-Ritual Gottesdienst im eigentlichen Sinn zu erkennen. An dieser Stelle wird eine Schwäche in der Konzeption sichtbar. Sie ist an der konkreten Friedensarbeit ausgerichtet, die theologische Klärung von Grundsatzfragen bleibt ausgeklammert. WCRP-Präsident Fernandes, katholischer Erzbischof von Neu-Delhi: „Wir wollen hier keinen theologischen Dialog führen, sondern die praktische Zusammenarbeit lernen. Wir wollen unseren Glauben nicht vergleichen, sondern ihn gemeinsam anwenden.“ Wenn er aber im eigenen Hause nicht wirklich gemeinsam angewendet werden kann, wie soll er dann nach außen eine gemeinsame Initiative tragen?

Ein ähnliches Unbehagen kam vielfach in den Diskussionen der Kommissionen und Workshops auf. Ihr Themenkatalog: eine gerechte Weltwirtschaftsordnung, internationale Sicherheit, Menschenwürde, die Rolle des interreligiösen Dialogs in Konfliktsituationen, Friedenserziehung, Spiritualität. Die Beiträge und Gespräche waren breit angelegt, blieben aber oft im allgemeinen stecken. Es fehlten nüchterner Sachverstand und ein Augenmaß für das, was ein solches Treffen leisten kann und was nicht. Die „Erklärung in Princeton“ und andere Schlußdokumente wiederholen Einsichten und Forderungen, die viele andere Weltkonferenzen längst ebenso richtig und ebenso folgenlos vorgebracht haben. Dagegen blieb die wirkliche Chance einer Friedenskonferenz der Religionen weithin ungenützt: die religiöse Verwurzelung des Friedens freizulegen und diese elementare Erfahrung fruchtbar zu machen:

Die Einsicht ist nicht neu, daß der Friede — trotz aller äußeren Bedingungen, Verkettungen und Zwänge — letzten Endes aus der inneren Haltung der Menschen, aus geistigen Überzeugungen und Gewissensentscheidungen wächst. Und zwar nicht nur der sogenannte Seelenfriede, sondern auch sehr handfest der ökonomische, soziale und politische Friede. Friede entsteht dort, wo Menschen es nicht mehr nötig haben, sich selbst und ihre Interessen gegenüber anderen durchzusetzen, wo also die eigene Identität, Erfüllung und Sicherheit nicht auf Kosten anderen Lebens erkämpft werden muß, sondern aus anderen Wurzeln erwächst. Unfriede ist eine Folge von Angst vor Selbstverlust; Friede ist eine Frage des Vertrauens. Vertrauen aber ist letztlich in der Transzendenz festgemacht. Wenn das richtig ist, dann hat eine

„Weltkonferenz der Religionen für den Frieden“ hier ihr eigentliches Thema und Arbeitsfeld.

Der erste Schritt zum Vertrauen ist es, daß die Religionen untereinander ihr angst-bereites Sicherheitsstreben abzubauen beginnen und gleichsam voreinander das Visier lüften. Wie schwer das ist, zeigte sich in Princeton, als es um das Eingeständnis des eigenen Versagens der Religionen ging: „Wir können nicht leugnen, daß die Praxis unserer Religionen immer wieder eine Kraft der Spaltung in der Welt ist; daß wir uns zu oft den Mächten der Welt an die Seite stellen, auch wo sie das Verkehrte tun; daß wir nicht genug als Diener und Anwälte der Leidenden und Ausgebeuteten getan haben.“ Um dieses Schuldbekenntnis wurde hart gerungen. Daß es in der „Erklärung in Princeton“ steht, ist ein Zeichen gelungenen Vertrauens, ein Schritt zum Frieden, der aus Umkehr und Erneuerung wächst.

Lassen sich aus den Erfahrungen dieser Konferenz Konsequenzen und Prognosen für die weitere Entwicklung ableiten?

Eine vordringliche Aufgabe in den nächsten Jahren muß es sein, der so fraglos vorausgesetzten gemeinsamen religiösen Basis mehr spirituelle und theologische Aufmerksamkeit zu widmen. Jene „gemeinsamen Quellen“, von denen man in Princeton sprach, sollten mutig und besonnen ausgelotet werden, damit die Möglichkeiten und Grenzen religiöser Friedensinitiativen klarer hervortreten. Das geht nicht ohne den Spielraum praktischer Erfahrung, aber auch nicht ohne gründliche theologische Arbeit, in die dann — das schreibt ein protestantischer Theologe — auch ein gerütteltes Maß biblischer Kritik an falscher religiöser Erwartungshaltung einzubringen wäre.

Eine weitere Konsequenz ist sicher die Bemühung um eine sinnvolle Struktur des Unternehmens. Man hat bisher sozusagen von Konferenz zu Konferenz gearbeitet. In Princeton wurde ein „Governing Committee“ mit 12 Mitgliedern beschlossen, das als Strategie- und Entscheidungsorgan fungieren, die Kontinuität gewährleisten und die bisher etwas einseitig aufs Sekretariat beschränkte Basis erweitern soll. Auf lange Sicht wichtiger ist der Appell, über die bisherige individuelle Mitgliedschaft hinaus sollten sich auch religiöse Institutionen und Gemeinschaften korporativ beteiligen. Auf die Dauer braucht ein Unternehmen dieser Größenordnung zweifellos den Rückhalt der Religionsgemeinschaften selbst, doch wirft der Gedanke an einen zukünftigen „Weltrat der Religionen“ auch mancherlei Fragen auf.

Eine dritte Folgerung ist schließlich die Frage nach der Basisnähe von WCRP. Derlei „Weltkonferenzen“ müssen ihrer Konzeption entsprechend auf einer hohen Ebene der Abstraktion ansetzen. Um so wichtiger ist die Übersetzung ihrer Impulse an die Basis sowie deren Rückkoppelung. Doch geht es dabei nicht nur um das Problem der Kommunikation und Motivation, sondern um den „Hautkontakt“ mit den unmittelbaren, alltäglichen Erfahrungen von Konflikt und Frieden, der allein eine solche Initiative fruchtbar machen und davor bewahren kann, zum Selbstzweck zu werden. WCRP hat sich bisher stark an der Tagesordnung und dem Arbeitsstil der Vereinten Nationen orientiert. Gerade wenn die religiösen Dimensionen des Friedens stärker in den Blick kommen, könnte sich eine Akzentverschiebung auch in der Aufgabenstellung ergeben, die die „Weltkonferenz“ näher an die Menschen und ihr unmittelbares Erleben führt.

Es ist sicher verfrüht, heute ein Urteil über Erfolg oder Scheitern der „Weltkonferenz der Religionen für den Frieden“ auszusprechen. Der Grundgedanke jedoch, die Friedenskräfte in den Religionen zu mobilisieren und zu koordinieren, ist so zwingend, daß er jeder Unterstützung wert ist.

Michael Mildenberger

„In der Kraft des Heiligen Geistes — Frei für die Welt“ Die VIII. Vollversammlung der Konferenz Europäischer Kirchen auf Kreta

Auf dem geschichtsträchtigen Boden Kretas, der Wiege der europäischen Kultur und des frühen Christentums, trat vom 17.-25. Oktober 1979 die Konferenz Europäischer Kirchen (KEK) zu ihrer VIII. Vollversammlung zusammen. Äußerer und innerer Bezugspunkt war die Orthodoxe Akademie in Gonia, einzigartiges Zentrum der Orthodoxie von einer großen ökumenischen, kirchlichen und sozialen Ausstrahlungskraft. Daß sich die KEK gerade hier anlässlich ihres 20jährigen Bestehens Rechenschaft über ihren bisherigen und zukünftigen Weg ablegen wollte, ließ Gespür für ihre kirchlichen und geistigen Zusammenhänge, ihre bindenden und tragenden Kräfte erkennen.

I.

Um es gleich vorwegzunehmen: die 86000 Blatt Konferenzmaterial, die im Laufe der Tage an die mehr als 400 Delegierten, Berater, Beobachter und Gäste aus 112 Kirchen und 26 Ländern verteilt wurden, waren sicher keine Fehlinvestition — so wenig man dies als Maßstab gelten lassen mag. Die VIII. Vollversammlung der Konferenz Europäischer Kirchen, deren 20jähriges Bestehen es zu feiern galt, hat auf Kreta erneut ihre Notwendigkeit für den europäischen Raum unter Beweis gestellt. Erstaunlich, daß weder die kirchliche noch die weltliche Presse davon gebührend Kenntnis nahmen, aber spektakuläre Schlagzeilen zu machen, hat freilich nie im Bereich der Möglichkeiten und des Auftrags der KEK gelegen. Der kirchlichen Landschaft Europas fehlt auf dem politischen Hintergrund des Ost-West-Gegensatzes jene Geschlossenheit, die für augenfällige Aktionen Voraussetzung ist. So hat auch die KEK sich stets darauf beschränken müssen, Gesprächs- und Begegnungsbasis zu sein — und das ist nicht wenig. Was darüber hinaus an gegenseitigen Absprachen, persönlicher Verständigung und zwischenkirchlicher Gemeinschaft entstanden, gewachsen und erlebt worden ist, entzieht sich in der Tat einer nüchternen Registrierung.

Gelegentlich konnte sich aber auch auf Kreta die Tragfähigkeit dieser allmählich so gefestigten Gemeinschaft sichtbar bewähren, etwa bei dem laut werdenden Protest gegen die Verurteilung von Dissidenten in Prag oder bei dem etwas unglücklichen Verlauf der Nachwahl in den Beratenden Ausschuß, der zu dem vorübergehenden Auszug der Vertreter der Kirche von Griechenland führte.